Arzt und Autor zu Alltagsrassismus

S+ »Ich pfeife auf Schreib- und Sprachverbote«

Umes Arunagirinathan flüchtete als Teenager aus Sri Lanka nach Deutschland, heute ist er Herzchirurg. Hier sagt er, warum er sich nicht an Begriffen wie »Mohren-Apotheke« stört – und was sich wirklich ändern muss.

Ein Interview von **Bruno Schrep**
09.04.2022, 15.34 Uhr

Umes Arunagirinathan beim Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung: »Ich habe das Recht, mich einzumischen« Foto: Hans-Christian Plambeck / Bundespresseamt

SPIEGEL: Sie sind Deutscher mit tamilischen Wurzeln, Sie haben eine dunkle Hautfarbe, Sie sind Herzchirurg. Warum haben Sie das Buch »Grundfarbe Deutsch« geschrieben?

Arunagirinathan: Ich will aufrütteln. Weil ich Angst habe, dass die Gesellschaft auseinanderdriftet und eine Spaltung droht.

SPIEGEL: Und daran soll Ihr Buch etwas ändern?

Arunagirinathan: Warum nicht? Ich will zeigen, dass es für alle Menschen, die hier auf Dauer leben wollen, einen gemeinsamen Nenner geben muss, nämlich die »Grundfarbe Deutsch«. Das gilt für sogenannte Biodeutsche, aber auch für Geflüchtete und Einwanderer aus aller Welt, egal, wo sie herkommen, egal, welche Hautfarbe sie haben.

Umes Arunagirinathan, Jahrgang 1978, kam mit 13 Jahren als unbegleiteter Flüchtling nach Deutschland, weil in seiner Heimat Sri Lanka ein Bürgerkrieg tobte. Heute arbeitet er als Herzchirurg in Bremen. Seit 2005 veröffentlichte er mehrere Bücher: Über seine Odyssee nach Europa (»Allein auf der Flucht«), über Vorurteile und Misstrauen gegenüber Einwanderern (»Der fremde Deutsche«) und über Missstände im Gesundheitssystem (»Der verlorene Patient«). Sein neuestes Buch »Grundfarbe Deutsch: Warum ich dahin gehe, wo die Rassisten sind« erscheint am 12. April 2022.

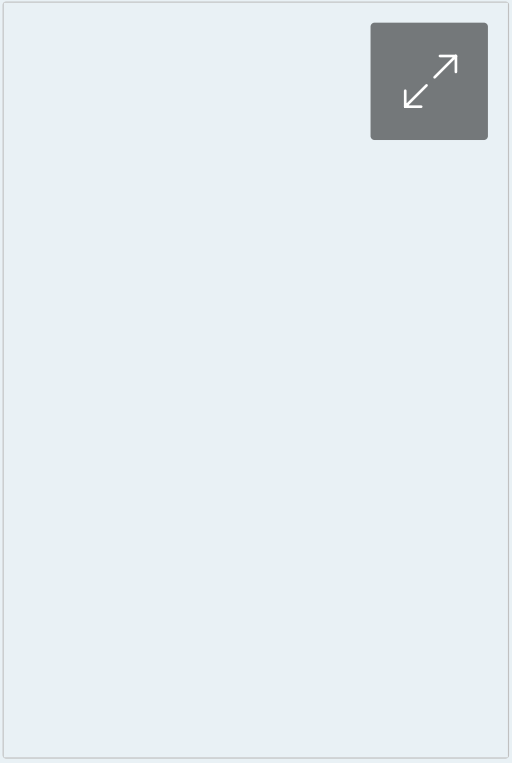


Foto: Asja Caspari

SPIEGEL: Was meinen Sie damit genau?

Arunagirinathan: Es geht mir um Werte. Etwa das deutsche Grundgesetz, die Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, all die Dinge, die hier so oft selbstverständlich erscheinen, aber nicht selbstverständlich sind. Ich komme aus Sri Lanka, einem Land, in dem es das alles so nicht gibt, deshalb habe ich einen anderen Blick darauf. Und ich sehe, dass zu viele Menschen hierzulande diese Werte gering schätzen – oder schlimmer noch – verachten. Deshalb schlage ich Alarm.

SPIEGEL: Sie haben sich schon mit Ihren ersten Büchern nicht nur Freunde gemacht.

Arunagirinathan: Klar, ich bekomme Briefe mit Beschimpfungen. »Kümmere dich um dein eigenes Scheiß-

Land«, heißt es da, oder »Hau ab, wir brauchen deine Belehrungen nicht«. Aber davon lasse ich mich nicht abschrecken. Ich habe das Recht, mich einzumischen.

SPIEGEL: Was muss denn Ihrer Meinung nach passieren?

Arunagirinathan: Von den Deutschen fordere ich den Respekt vor fremden Lebensweisen und Kulturen sowie mehr Toleranz gegenüber Fremden, die noch viel zu oft als gefährlich empfunden werden. Da gibt es noch große Defizite. Aber von den Migranten fordere ich auf der anderen Seite den unbedingten Willen zur Integration. Wer hier leben will, weil er sich ein besseres Leben erhofft, muss sich an bestimmte Regeln halten. Es reicht nicht, nur die deutschen Gesetze zu respektieren. Meiner Meinung nach ist es unerlässlich, die deutsche Sprache zu lernen und zu beherrschen.

ANZEIGE

Umes Arunagirinathan
Grundfarbe Deutsch: Warum ich dahin gehe, wo die Rassisten sind

Verlag: Rowohlt
Seitenzahl: 240

Für 17,00 € kaufen

Bei Amazon bestellen amazon

Bei Thalia bestellen Thalia

Bei Weltbild bestellen Weltbild

Produktbesprechungen erfolgen rein redaktionell und unabhängig. Über die sogenannten Affiliate-Links oben erhalten wir beim Kauf in der Regel eine Provision vom Händler. Mehr Informationen dazu hier

SPIEGEL: Sie sind wegen Ihres Aussehens schon oft zur Zielscheibe von Diskriminierung geworden.

Arunagirinathan: Es ist wahr, mit dunkler Hautfarbe wird man oft abgestempelt. Viele Leute haben nicht begriffen: Deutschsein heißt nicht zwangsläufig, dass man weiß sein muss. Das ist aber für viele Menschen mit Migrationshintergrund ein Problem: bei der Wohnungssuche, am Arbeitsplatz oder bei Behördengängen.

SPIEGEL: In welchen Situationen haben Sie selbst Rassismus erlebt?

Arunagirinathan: Während meiner Studienzeit etwa warb die Deutsche Bank mit kostenlosen Konten für Studierende. Als ich bei der nächstliegenden Filiale ein Konto eröffnen wollte, wimmelte mich die Sachbearbeiterin unwirsch ab. Sie sagte, ich solle doch zur Sparkasse gehen, das sei viel geeigneter für mich. Da ich alle Voraussetzungen erfüllte, war klar, dass es ihr um meine Hautfarbe ging. Einer wie ich sollte kein Konto bei der Deutschen Bank haben. Ich bestand darauf, mit ihrem Vorgesetzten zu sprechen, der sich ebenfalls wand wie ein Aal, nach langem Hin und Her aber keine Argumente mehr hatte und klein beigab: »Na gut, wenn Sie unbedingt wollen.«

SPIEGEL: Wie gehen Sie mit solchen Erfahrungen um? Macht

Sie das nicht wütend?

Arunagirinathan: Ich rege mich nur selten wirklich auf. Wenn mich jemand wegen meiner Hautfarbe beleidigt oder schief anguckt, versuche ich in den meisten Fällen, mit den Leuten zu reden. Natürlich nicht mit gewaltbereiten Glatzen, ich bin ja nicht lebensmüde. Aber Menschen, die sich in einem Gespräch überzeugen lassen, kläre ich gerne auf. Im Krankenhaus fragte mich kürzlich eine ältere Patientin, ob ich denn nun für die Sauberkeit im Zimmer zuständig sei oder für die Essensausgabe.

»Deutschland ist meine Heimat, wissen Sie. Mein Zuhause ist Hamburg.«

SPIEGEL: Was haben Sie geantwortet?

Arunagirinathan: »Ich kann sowohl putzen als auch Essen verteilen. Ich kann Sie aber auch ganz normal behandeln. Ich bin Ihr Arzt.« Die Frau konnte sich einfach nicht vorstellen, dass jemand mit meiner Hautfarbe für etwas anderes zuständig sein könnte als für Hilfsdienste. Hinterher war es ihr peinlich, sie hat sich entschuldigt. Und hoffentlich etwas über Vorurteile für die Zukunft gelernt.

SPIEGEL: Wie verhalten Sie sich, wenn Sie auf Menschen treffen, die sich bewusst politisch rechts einordnen und nicht für solche Gespräche zugänglich sind?

Arunagirinathan: Bei einer meiner Lesungen saß ein

strammer NPD-Mann im Publikum, vor dem hatte man mich im Vorfeld schon gewarnt. Ich war deshalb etwas besorgt. Meine Strategie: Ihn mit Freundlichkeit zu entwaffnen. Er sprach ständig von »Ihrer Heimat«. Ich entgegnete ihm immer wieder lächelnd: »Deutschland ist meine Heimat, wissen Sie. Mein Zuhause ist Hamburg.« Irgendwann gab er auf. Es war okay, mit ihm zu reden, er war ja kein Monster. Viele Menschen, auch Politiker, wollen nicht mit Rechten sprechen, nach dem Motto: Mit denen rede ich nicht, ich gehöre zu den Guten. Das ist falsch, sage ich. So ein Verhalten liefert der Gegenseite doch das Argument: Die kümmern sich einen Dreck um unsere Ansichten. Über zehn Prozent haben die AfD bei der Bundestagswahl gewählt, die Partei sitzt in allen Landesparlamenten. Das kann man doch nicht einfach ignorieren.

SPIEGEL: Was denken Sie über den Vorwurf des systematischen und strukturellen Rassismus in Deutschland?

Arunagirinathan: Diesen Vorwurf halte ich für übertrieben. In den meisten Fällen, in denen ich rassistische Sprüche gehört habe, kommen diese nicht von unbelehrbaren Rassisten, die glauben, sie seien wegen ihrer Hautfarbe etwas Besseres. Sondern von Menschen mit Vorurteilen, die nicht nachdenken. Die normalen Alltagsrassisten reflektieren ihr Handeln nicht, sie plappern vieles nach, weil sie es so gewohnt sind. Die versuche ich zu überzeugen.

SPIEGEL: Aber wie und wo ziehen Sie die denn die Grenze zwischen »unbelehrbaren Rassisten« und »normalen Alltagsrassisten«?

Arunagirinathan: Schwierig zu beantworten, ich frage mich in jedem einzelnen Fall, ob es sich um Gedankenlosigkeit handelt oder ob etwas wirklich bösartig gemeint ist. Und verlasse mich bei der Unterscheidung auf meine Erfahrung und meine Menschenkenntnis.

SPIEGEL: Wie wichtig ist es Ihrer Meinung nach, etwa auf rassistische Sprache aufmerksam zu machen?

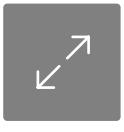
Arunagirinathan: Unser Rassismusproblem wird nicht gelöst, indem man immer neue Verbote und politisch korrekte Sprachregelungen aufstellt, immer häufiger festlegt, was man zu wem sagen darf und was nicht. Schon ein Begriff wie »dunkelhäutig« wird von manchen Betroffenen als problematisch angesehen, andere fühlen sich von Adjektiven wie »farbig« diskriminiert. Glaubt wirklich jemand, ich würde mich schlecht fühlen, wenn ich in der Straßenbahn lese, dass Schwarzfahren mit 60 Euro bestraft wird? Oder dass ich Probleme damit hätte, den Kinderbuchklassiker »Jim Knopf« zu verschenken? Oder dass es mir unangenehm wäre, mein Medikament in der »Mohren-Apotheke« zu kaufen? Ich pfeife auf diese Schreibverbote und Sprachverbote. Sie sind allenfalls gut gemeint – aber nicht mehr.

SPIEGEL: Vielen Menschen sind sie offenbar dennoch sehr wichtig. Was sagen Sie denen?

Arunagirinathan: Ich kenne nicht viele Leute, die so denken. Wenn sie Schwierigkeiten mit solchen Bezeichnungen haben, ist das ihr persönliches Problem. Ich möchte aber nicht, dass es deshalb zu einem gesellschaftlichen Problem wird. Wie gesagt: Verbieten ist meiner Meinung nach keine Lösung, Sprachpolizisten sind es auch nicht.

SPIEGEL: Was schlagen Sie stattdessen vor?

Arunagirinathan: Den mühsamen Dialog. Ich suche Begegnungen mit Menschen, die sich bisher keine Gedanken gemacht haben, wie sie mit Andersfarbigen umgehen. Auch mit solchen, deren Ansichten scheinbar zementiert sind. Das ist mühsam, das ist manchmal auch erfolglos, aber ich sehe keine Alternative. Ich bin nach so vielen Jahren in Deutschland selbstbewusst genug, um auch Anfeindungen auszuhalten, selbst dumpfe Ressentiments zu ertragen. Denn ich sehe mich nicht in der Opferrolle. Ich bin kein Opfer, sondern ein erfolgreicher Immigrant.



SPIEGEL: Sie gelten als eine Art Vorzeigeflüchtling, wurden 2018 eingeladen, im Deutschen Historischen Museum in Berlin beim Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung eine Rede zu halten. Die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel, die bei dieser Veranstaltung ebenfalls sprach, wandte sich in ihrer Rede persönlich an Sie.

Nur wenige Einwanderer haben so viel erreicht. Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Arunagirinathan: Ich kam mit 13 ganz allein als Flüchtling auf dem Frankfurter Flughafen an, sprach kein Wort Deutsch, war plötzlich in einer völlig anderen Welt. Aber ich hatte Glück. Verwandte aus Sri Lanka lebten bereits in Deutschland und nahmen mich auf. Später setzten sich Lehrer, Freunde, Kollegen für mich ein, förderten mich, bürgten sogar für mich. Allein hätte ich es nicht geschafft. Aber ich war auch ehrgeizig, wollte immer zeigen, dass man es in diesem Land weit bringen kann, wenn man sich anstrengt. Diese Bereitschaft vermisse ich bei vielen Migranten.

SPIEGEL: Es haben nicht alle so ein »Glück«, wie Sie es nennen …

Arunagirinathan: Das stimmt. Aber als schwarzer Mensch und ehemaliger Flüchtling erstaunt mich, welche Erwartungs- und Empfängerhaltung manche Einwanderer einnehmen. Sie wollen in erster Linie profitieren, sich aber nicht integrieren.

SPIEGEL: Das ist ein massiver Vorwurf, den auch Gegner der deutschen Flüchtlingspolitik so oder ähnlich erheben.

Arunagirinathan: Er trifft leider dennoch in vielen Fällen zu. Es ist doch unmöglich, dass Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte seit 30 Jahren oder mehr hier leben und kein Deutsch beherrschen. Mir fehlt dafür jedes Verständnis. Wie oft erlebe ich als Arzt, dass jemand vor einer schweren Operation vor mir sitzt und meine Fragen nicht versteht.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das ändern?

Arunagirinathan: Der Druck, Deutsch zu lernen, muss erheblich erhöht werden. Ein Beispiel: Man kann hier die theoretische Führerscheinprüfung in mehr als zehn Sprachen ablegen. Das halte ich für ein völlig falsches Signal. Die deutsche Sprache ist der Schlüssel zu allem. Wer kein Deutsch lernt, schneidet sich von der Gesellschaft ab und lebt in seiner Splitterwelt. Und nicht nur er oder sie, sondern auch die Kinder. Mit dieser Verweigerung beginnen viele Fehlentwicklungen.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit konkret?

Arunagirinathan: Die Entstehung von sogenannten Parallelwelten etwa. Die Sprache nicht zu lernen, heißt leider oft auch, dass die neuen und fremden Gewohnheiten insgesamt abgelehnt werden. Viele Geflüchtete halten an den Gebräuchen und Gepflogenheiten des Herkunftslandes eisern fest. Ich kenne Einwanderer, die leben schon ewig hier, aber sind eigentlich nie richtig angekommen. Sie schauen nur die Fernsehsender in ihrer Muttersprache, kaufen nur bei Landsleuten ein. Wenn sie krank sind, suchen sie sich einen Arzt, der auch aus ihrer alten Heimat stammt. Sie haben keine deutschen Freunde, sie verkehren nur mit ihresgleichen. Es gibt kaum Gemeinsamkeiten mit anderen Communitys, sie leben in ihrer eigenen Blase. Leidtragende sind meist die Kinder. Oft höre ich von Eltern tadelnde Sätze wie »Du bist ja

schon wie ein Deutscher.« Das wird als schlecht und gefährlich angesehen. Außerdem wird indirekt der Vorwurf erhoben: »Du verrätst dein Mutterland.« Wie soll da Integration gelingen?

SPIEGEL: Aber ist es nicht verständlich, dass Menschen, die vor Krieg und Verfolgung geflohen sind, die oft Schreckliches erlebt haben, Schutz und Sicherheit bei Landsleuten suchen, die ähnliche Erfahrungen teilen?

Arunagirinathan: Klar, ich fand ja auch bei meinen tamilischen Verwandten anfangs Unterschlupf. Aber später habe ich auch all die Möglichkeiten gesehen, die es hier für mich gibt, viel größere, als ich in Sri Lanka je gehabt hätte. Und ich habe versucht, sie zu nutzen. Und dies, meine ich, kann man auch von anderen Migranten verlangen. Sich weiterzubilden, sich anzustrengen, die Chancen wahrzunehmen, die dieser Staat bietet. Und nicht, sich in Gruppen abzuschotten, womöglich noch Gesetze zu brechen. Ich verstehe nicht, dass arabische Clans sich hierzulande so lange organisieren konnten, ich ärgere mich, wenn Jugendliche mit Migrationsgeschichte auf der Straße herumpöbeln.

SPIEGEL: Was schlagen Sie vor? Wie wollen Sie denn messen, ob sich jemand bei der Integration genügend »angestrengt« hat?

Arunagirinathan: Es gibt das Sprichwort: Manche Leute muss man zu ihrem Glück zwingen. Ich finde, das Aufenthaltsrecht könnte beispielsweise noch enger an die Bereitschaft geknüpft werden, Sprachkurse zu besuchen, sich weiterzubilden, sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen, etwa durch Eintritt in Sportvereine oder Mitarbeit in Hilfsorganisationen. Und wer Deutscher werden will, muss diese Gesellschaft bejahen ohne Wenn und Aber.

SPIEGEL: Sie besitzen seit 2008 die deutsche Staatsangehörigkeit. Was bedeutet der Pass für Sie?

Arunagirinathan: Er bedeutet mir extrem viel. Ich bin aus voller Überzeugung Deutscher, ich bin hier zu Hause. Dieses Land ist – trotz aller Fehler und Unzulänglichkeiten – mein wunderbares Zuhause. Ich liebe diese Gesellschaft, mit all ihren Farben, Religionen und Kulturen. Und ich will alles dafür tun, dass Deutschland ein offenes Land bleibt. Auch deshalb habe ich mein Buch geschrieben. S

Smartfeed